Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 41

Artikel: Vor Torschluss [Schluss]

Autor: Burg, Anna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

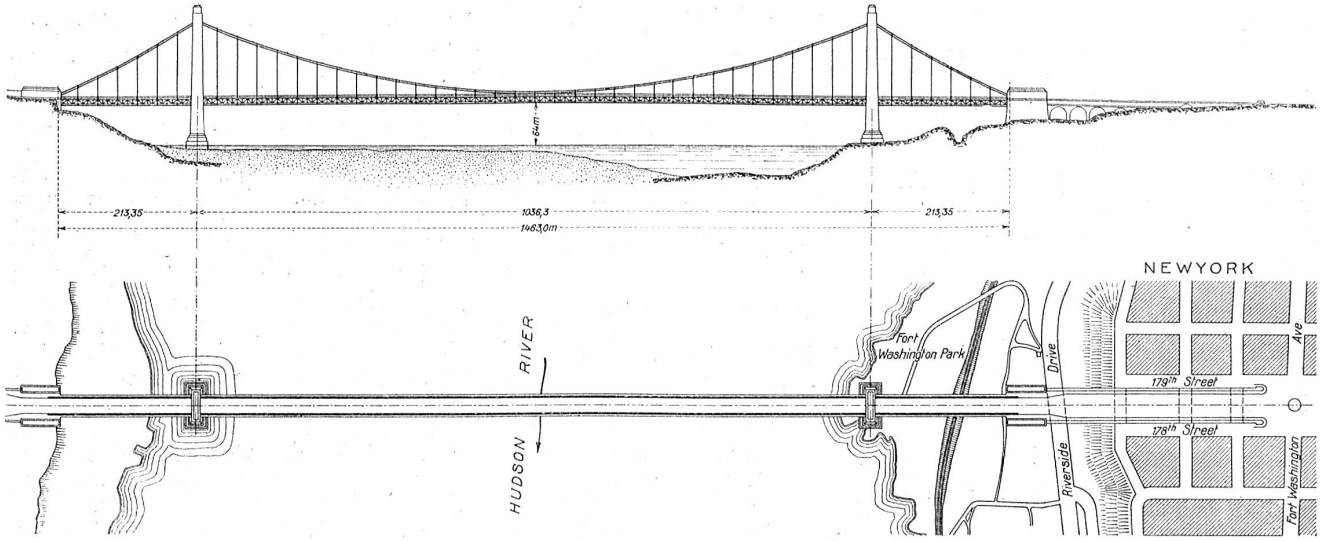
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ansicht und Grundriss der projektierten Hudson-River Brücke. Die ganze Brücke hat eine Länge von ca. 2 km.

Die größte Hängebrücke der Welt, das Werk eines Schweizers.

Der in New York lebende berühmte Schweizer Ingenieur O. H. Ammann hat für die Ueberbrückung des Hudson-River ein großartiges Projekt ausgearbeitet, das von den Behörden der Staaten New York und New Jersey genehmigt worden ist und nun zur Ausführung kommen soll.

Die Brücke wird den nördlichen Teil New Yorks mit dem gegenüberliegenden Städtchen Fort Lee in New Jersey verbinden. Sie wurde durch die Entwicklung des Motorfahrzeuges und das rasche Anwachsen der Bevölkerung an dieser Stelle der Flußufer zur dringlichen Notwendigkeit.

Das baulich interessante an diesem Projekte ist die Anwendung des Hängebrücke-Systems zur Ueberwindung der örtlichen Schwierigkeiten. Die in die Augen springende ungeheure Spannweite der Brücke zwischen den zwei einzigen Pfeilern ist bedingt durch die große Tiefenlage des festen Baugrundes, die die Erstellung von Pfeilern mitten im Flusse unmöglich macht. Zudem forderte der große Schiffsverkehr auf dem Hudson-River die möglichst ungehemmte Durchfahrt.

Der Entwurf sieht eine Hauptöffnung von 1036 Meter zwischen den Mitten der Pfeiler vor. Das ist genau die doppelte Oeffnung der bisher am weitesten gespannten Hängebrücke über den Delawara in Philadelphia. Die Fahrbahn liegt 64 Meter über dem Wasserspiegel. Die Brücke soll vor allem dem Straßenverkehr dienen und erhält für diesen eine 24,4 Meter breite Fahrbahn (die Kirchenfeldbrücke ist im ganzen bloß 13,2 Meter breit), nebst zwei Fußwegen von je 4,5 Meter Breite. Ueberdies sieht der Entwurf noch vier Geleise für den elektrischen Schnellbahnverkehr vor; sie sollen unter der Fahrbahn je beidseitig von zwei Trägern durchfahren. Die Kosten der Brücke werden sich auf „bloß" 35 Millionen Dollars stellen.

Zwei aus Augenstäben zusammengesetzte Ketten bilden die Haupttragelemente. Die beiden Pfeiler, über die die Ketten gespannt sind, werden den Wasserspiegel um 210 Meter überragen. Sie werden aus einem vollständig in Beton eingebetteten Eisengerippe bestehen und erhalten ein imponierendes massives Aussehen. Für die architektonische Ausgestaltung der Brücke wurde der aus Zürich stammende Architekt A. Rüegg herbeigezogen.

Vor Torschluß.

Skizze von Anna Burg.

(Schluß.) (Nachdruck verboten)

„Sehen Sie", fuhr er fort, „ich bin immer so weit zufrieden mit mir gewesen. Ich bin mit meinem Gott im Reinen. Er kennt mich, ich hab's gut gemeint und ich stelle mich ihm getrost. Aber mir kommt vor, als hätt' ich doch viel verfehlt. Der Herrgott gibt uns wohl Pflichten und läßt uns über allerlei Schwierigkeiten hinwegsteigen. Aber er legt uns auch das Glück hin und sagt: „Nimm, es gehört dir, du sollst dich daran freuen." Und wer daran vorbeigeht, der tut Unrecht, das glaub' ich."

„Und ihr meint also, die Heirat, die Eure Eltern Euch nicht zugeben wollten, wäre Euer Glück gewesen?"

Der Johann nickte mehrmals heftig, lehnte sich zurück in die Kissen und verfiel in tiefes Nachdenken. Man sah es an dem leisen Zucken um seinen dürren Mund, daß seine Gedanken arbeiteten. Der Arzt betrachtete ihn schweigend und mit Aufmerksamkeit. Es tat ihm leid, daß diese merkwürdige Reue um versäumte Liebe den alten Mann nun plötzlich überfallen hatte und ihm den Ausblick trübte auf seinem letzten Gang.

„Habt Ihr denn gehört, was aus jenem Mädchen geworden ist?" fragte er endlich, um das Sinnen des Alten zu unterbrechen.

„Nein", erwiderte der Bauer, „nein, ihre Leut' haben mir's schwer übel genommen, daß ich auf einmal wegblieb; sie sind dann fortgezogen und ich habe mich nie mehr nach Marie erkundigt. Zum Trotz nicht. Was hätt' es genützt? Es war ja doch vorbei."

„Wohin sind sie denn gezogen?"

Der Johann nannte einen Ort in einem andern Kanton. Dann seufzte er. Eine schwere Müdigkeit schien jetzt über ihn zu kommen. Die Fenster verdunkelten sich auch. Es war Abend, und der Doktor schickte sich an zu gehen. Er bekam nur einen abwesenden Gruß von dem Alten, der sich nach der Wand hindrehte und die Augen schloß.

Draußen auf dem Gang stand die alte Schwester des Kranken.

„Wie geht's denn, was ist's mit ihm?"

Der Doktor zuckte die Schultern:

„Nichts weiter, als daß er neunzig Jahre ist. Ich glaube wirklich, er steht nicht mehr auf."

Da nahm die Frau die Schürze vor die Augen und begann zu schluchzen.

„Wenn jemand so gesund ist", meinte sie, „da kann man's gar nicht glauben, daß es ein Ende haben soll."

Der Arzt kam von jetzt an jeden Tag. Er fand den Alten immer in derselben Verfassung, müde, des Lebens auf einmal überdrüssig, und seltsamerweise immer noch mit dem Gedanken an das versäumte Eheglück beschäftigt. Fast kam es ihm vor, als hindere dies fruchtlose Bedauern den Johann Hofstetter am Sterben, zu dem er doch so fest entschlossen gewesen war. Darum begann er, sich nach der Einstgeliebten des Bauern zu erkundigen. Es wurde ihm dies nicht schwer. Er hatte bald erfahren, was aus jenen Leuten geworden war. Und eines Tages, als er sich wieder an das Bett des Alten setzte, sagte er:

„Hofstetter, ich weiß jetzt, was aus der Marie geworden ist."

Der Bauer, der immer auf dem Rücken lag, wandte seinen Kopf nach der Seite des Sprechenden. Er fragte nichts. Aber seine Augen redeten deutlich.

„Eure Eltern haben doch recht gehabt", fuhr der Arzt fort. „Die Marie war wirklich, trotz ihres gesunden Aussehens, krank."

„Sie hat sich zwar verheiratet, ist aber als ganz junge Frau gestorben. Seht Ihr, Euer Glück wäre nicht von Dauer gewesen."

Lange blickte der Hofstetter vor sich hin in Gedanken. Endlich fragte er:

„Hat sie kein Kind gehabt?"

„Doch, eines — wieder eine Marie."

„Lebt das?"

„Gewiß."

„Wo?"

Der Doktor nannte den Ort.

Der Hofstetter verweilte ein paar Minuten in tiefem Schweigen. Dann meinte er:

„Könnte das — das Kind nicht einmal herkommen? Zu mir?"

Nun mußte der Arzt lachen.

„Das Kind? Ihr vergeßt, Hofstetter, wie alt Ihr seid, wie alt die Marie wäre und wie alt also ihre Tochter ist. Sie hat selber schon Enkelkinder."

„Enkelkinder?"

Das faßte der Johann kaum. Enkelkinder! Also Urenkel von der Marie. Er schüttelte erstaunt den Kopf und schwieg wieder. Dann endlich sagte er:

„Aber so ein Enkelkind, so eins könnten Sie mir doch bringen, nicht?"

„Vielleicht ginge es an. Ich könnt's ja mal versuchen. Würde es Euch freuen?"

Der Alte nichte merkwürdig lebhaft. In seinen Augen funkelte etwas auf, das wie ein Strahl wiederkehrender Jugend aussah. Und der Arzt machte sich ein Vergnügen daraus, auf seinen Fahrten in der Umgegend einen Umweg zu machen, wo die Tochter jener Marie als Großmutter wohnte, dieser alten Frau zu ihrer höchlichen Verwunderung den seltsamen Wunsch seines Patienten zu erzählen und zu erklären und endlich nach längerem Hin- und Herreden eines ihrer Enkelkinder, ein blondes, achtjähriges Mädchen, das wieder Marie hieß, mitzunehmen. Er brachte es an einem schönen Spätherbsttag an das Bett des Hofstetters. Es war schüchtern, verwirrt und wußte nicht, was man eigentlich von ihm wollte. Aber es folgte gehorsam dem Arzt und stellte sich stumm und errötend an das Bett des Alten. Der war darauf vorbereitet. Er hatte sich aufrichten und in seine Kissen stützen lassen. Er sah sauber und freundlich aus und hatte nichts von einem Sterbenden an sich. Seine Lippen zitterten nur ein wenig, als er das Kind ansprach:

„Du heißt Marie, gelt?"

„Ja."

„Du hast Vater und Mutter?"

„Ja."

„Und eine Urgroßmutter?"

„Ja."

„Aber von der Urgroßmutter weißt du nichts."

Sie schüttelte ängstlich den Kopf. Der alte Mann kam ihr so sonderbar vor mit seinen Fragen. Aber er legte jetzt ganz langsam und vorsichtig seine dürre Hand auf ihren Scheitel und sah ihr forschend in das weiche, rosige Gesicht. Eine Urenkelin der Marie! Auf einmal war es ihm, als sei er selbst ein längst Gestorbener, der nur vorübergehend die Stätte seiner irdischen Wallfahrt wieder aufgesucht hatte. Ganz weit, weit, irgendwo in verblauender Ferne sah er das Bild seines eigenen Lebens vorüberziehen. Eine Urenkelin der Marie. Vielleicht hatte diese einmal in einer vertrauten Stunde ihrem Mann erzählt, daß sie früher schon einen lieb gehabt, einen flotten Burschen, den Johann Hofstetter, und ihr Mann hatte scheinbar sorglos, aber doch ein wenig mißmutig gelauscht — dann aber war das Leben weitergegangen, hinweg, hinweg über alles, über die Marie hinweg, über ihre Kinder, ihr Enkel hinweg — und da stand eine Urenkelin, die wieder Kinder, Enkel und Urenkel haben würde. Und immer wieder würde eine Marie von einem Johann geliebt werden, manchmal zum Glück, manchmal zum Leid, aber immer schnell überholt vom vorwärtstreibenden Leben. Immer dasselbe, immer dasselbe. Der Alte fiel in die Kissen zurück. Seine Hand glitt vom Scheitel der Kleinen herab. Er nickt ihr zu.

„Sei brav", — sagte er, „sei immer brav, das ist das einzige."

Und darauf verfiel er in Schweigen. Der Arzt führte das Kind hinaus. Es wurde von des Hofstetters Schwester freundlich bewirtet und erholte sich von seinem ängstlichen Staunen.

Drinnen aber lachte der Johann. Er lachte, als der Arzt wieder ins Zimmer trat, lachte laut und lustig, ohne Ironie, ohne Spott, er lachte so recht harmlos über sich selbst. —

„Ich alter Narr", sagte er, „was tut's, ob ich gefreit habe oder nicht?" Eine Urenkelin der Marie! Weiß Gott, 's ist Zeit, daß ich sterbe."

Das sagte er mit so tiefsinniger Befriedigung. Alle Unruhe, alle Reue war von ihm gewichen. Er konnte jetzt wieder ganz ruhig ans Heimgehen denken und davon sprechen, wie von einer Reise. Es blieb kein Bedauern in seinem Herzen zurück. Nur hie und da sagte er noch wie über sich selbst verwundert und als wäre es ein guter Scherz, vor sich hin: „Eine Urenkelin der Marie."

Und am andern Tag starb er.

Aus der politischen Woche.

Die Diplomaten an der Arbeit.

Der letzten Montag programmgemäß eröffneten Außenminister-Konferenz ging ein diplomatisches Vorspiel voraus. Die deutsche Regierung ließ bei der Ueberreichung ihrer Note, worin sie die Einladung nach Locarno vorbehaltlos annahm, durch ihre Botschafter in Paris, London und Brüssel eine mündliche Erklärung abgeben, unterstützt durch ein gleichlautendes schriftliches Memorandum. Die Erklärung lautete dahin, daß die deutsche Regierung gemäß der Kundgebung vom 29. August 1924 die deutsche Alleinschuld am Kriege nicht anerkenne und daß vor Abschluß des Sicherheitspaktes die Frage der Rheinlandbesetzung und der Entwaffnung erledigt werden müsse. Das Memorandum verursachte zuerst einige Aufregung unter den Diplomaten. Es wurde bereits von Verschiebung der Konferenz gesprochen. Am schnellsten fand sich wieder Briand zurecht. Er erkannte sofort, daß das Memorandum eine bloße freundliche Geste Stresemanns gegenüber den Deutschnationalen war, deren Niederlage dadurch etwas verdeckt wurde. Er stellte in seiner Antwortnote „mit Befriedigung" fest, daß die deutsche Zustimmung zur Konferenz in Locarno keine Vorbehalte mache. Diejenigen der mündlichen Erklärungen weise er, als nicht zur Konferenz gehörend, zurück;